

Das liebe Mariechen [Schluss]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **16 (1912)**

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574775>

Nutzungsbedingungen

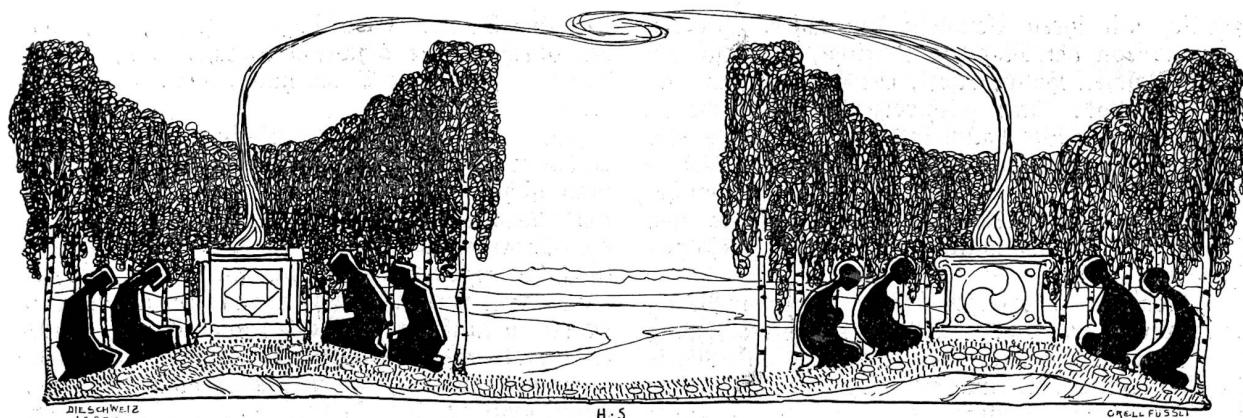
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Sängergrab

An J. V. Widmann † *).

Des Menschen Tage sind gezählt,
Du warst ein Mensch und mußttest gehn —
Uns wird es schwer, zu glauben,
Daß wir an deinem Grabe stehn.

Du warst ein Mensch. Das Wort ist schön.
Dein Aug' war hell und warm dein Blut,
Du haßt viel Sonne getrunken,
Der grünen Erde warst du gut!

Du warst ein Ritter, treu und hart,
Die Klinge blank von Stoß und Hieb.
Viel' Feind', viel' Ehr' — sie hatten
Im Herzen doch dich heimlich lieb!

Du warst ein Barde, glückgekört,
Den nie der Alltag niederzwang.
Vielleicht in deiner Harfe
Schlief noch der letzte, reinste Sang...

Er kann uns nicht verloren sein —
Du warst ein Mensch und mußttest gehn —
Die stummen Saiten klingen,
Wenn wir an deinem Grabe stehn.

Alfred Huggenberger.

*) Zum 6. November. Unsere J. V. Widmann-Nummer haben wir auf Widmanns Geburtstag im Februar vorgelesen. M. d. R.

Das liebe Mariechen.

Erzählung von Lisa Wenger, Delsberg.

II (Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Das Marienheim hatte die tastenden Anfangsmomente hinter sich. Zwischen flatterndem Linnen huschte ein Schwarm blauleinener Mädchen, die von Verwandten, Eltern, Vormündern oder ihren Gemeinden in der Anstalt untergebracht wurden, mit der selbstverständlichen Voraussetzung, daß ihnen das Allzumenschliche ausgetrieben werde und die Mädchen ihnen als Gerettete wiedergegeben würden; denn das konnte man billigerweise von einem Rettungshaus verlangen.

Einstweilen hängten die lieben Seelen nasse Betttücher auf und schüttelten sie, daß das Wasser wie ein feiner Nebel sie umstäubte, nahmen trockene Rissenbezüge von der zappelnden Leine, falteten sie so sorgfältig, als hinge ihre Wiedergeburt davon ab, trugen schwere Körbe hin und her, reichten Waschlammern und fischerten und wisperten und lachten auch wohl laut heraus; denn Marie, der Liebling des

Hauses und der drei Gönnerinnen, der Herzkäfer der Schwester Anna, hatte zwei Taschentücher zu Männchen geknotet und ließ sie, hinter einem mächtigen Bettuch stehend, einander die schönsten Verbeugungen machen. Das heißt, das eine Männchen machte sie — denn es stellte den Onkel Dekan vor — und das andere nahm sie gnädigst in Empfang; denn es hatte die Ehre, den Herrn Generalsuperintendent zu verkörpern. Es stand kerzengerade, hielt die Arme übereinander und streckte das Zipfelchen hoch in die Luft.

„Die Schwester kommt!“ warnte eine lustige Stimme. Die Männchen verschwanden. Mit Ernst und Geschick faltete Marie mit ihrer Nachbarin ein Tischuch, als die fette kleine kugelrunde Schwester Berta heranrollte und den verheißungsvollen Henkelforb abstellte.

„Das Frühstück,“ sagte sie freundlich und streifte

zärtlich mit ihren Neuglein den Korb. Im Nu war sie von den Mädchen umringt, die rasch ein paar Flaschen Holundersaft, ein Schwarzbrot und ein prächtiges Stück Schweizerkäse heraushoben und unter den Birnbaum in den Schatten stellten. Die ganze Schar saß schon schmausend und plaudernd, die seltenen, nur an großen Wäschetagen gestatteten Herrlichkeiten genießend, als Marie noch immer zwischen den sonnenduftenden Wäschestücken hin- und herglitt.

„Nein, dies Mariechen,“ sagte Schwester Berta, „nie kann sie sich genug tun!“ Sie rief ihren Zögling mit ihrer liebevollen fetten Stimme, und Marie ließ sich erbitten, kam und warf sich neben die andern ins Gras. Sie schmiegte ihre rote Wange einen Augenblick in die kurzen grünen Halme, daß es aus- sah, als wäre ein glänzendes, reifes, appetitliches Äpfelchen vom Baum gefallen. Dann fuhr sie auf, setzte sich steif hin und faltete die Hände. Sofort verstummten die andern; denn keine von allen, nicht einmal Schwester Berta, hatte daran gedacht, daß ein Gebet im Freien ebenso angebracht und geboten sei wie zwischen den vier Wänden. Sie hatten ohne weiteres drauflos schnabuliert.

Ja, Marie hielt sich musterhaft.

Auch nicht eine Klage war zu des Onkel Defans verwunderten Ohren gedrungen. Nicht einmal hatte man ihr die beliebte abendliche Mehlsuppe entziehen müssen oder ihr verboten, an dem vergnüglichen sonntäglichen Spaziergang von vier bis sechs über den Hügel bis zum Roßkamm und zurück teilzunehmen. Nicht ein einziges Mal hatte sie unter der Kanzel auf dem Schandbänkchen sitzen müssen, sich selbst zur Demütigung und den Zuschauern zur Erbauung. Schwester Anna machte es sich im verschwiegenen Kämmerlein zum ernstlichen Vorwurf, daß sie das Mädchen allen andern vorzog und daß sie Mühe hatte, dies weder Marie, noch deren Kameradinnen merken zu lassen.

Daß das Kind allerlei Vorrechte genoß, war selbstverständlich und war die gerechte Folge und Belohnung für ihr tadelloses Benehmen. Es hatte sich nach und nach so gemacht, daß Mariechen jeden Samstag die frische Wäsche herausgeben durfte. Sie führte ferner Buch über den Briefmarkenverbrauch, über die besohlenen Schuhe, die Bleistifte, Federn, Hefte usw., die vom Haus eingekauft und an die Zöglinge abgegeben wurden. Es ging das Gerücht, daß Marie der Schlüssel zur Speisekammer sollte übergeben werden. Das aber war leeres Gerede, vorläufig wenigstens; denn Schwester Anna durfte eine so unglaubliche Vergünstigung niemals ohne die Zustimmung der Patroninnen einräumen. Da in Maries blauem Rechnungsheft nie auch nur eine Zahl falsch war und unter den andern hätte stehen müssen, wie das häßliche junge Entlein im wohlgeordneten Hühnerhof, und da alles bis aufs Pünktchen stimmte, hatte Schwester Anna allerdings beschlossen, die Sache mit dem Speisekammer Schlüssel an der nächsten Vierteljahrs- sichtigung vorzubringen, das heißt, vorläufig tastend ihre vorsichtigen Fühlhörner auszustrecken, um zu hören,

was die Damen etwa dagegen zu sagen hätten. Die durchtriebene Schwester Annchen wußte wohl, daß sie gewonnen Spiel hatte, wenn es sich um die Marie handelte.

Weiter, als die Frau Baronin in der Liebe zu einem armen, verirrtten Mädchen gegangen, konnte man nicht gehen. Man erzählte sich, und Marie nickte dazu, daß sie das gute Kind an einem glühenden Sommertag auf der Landstraße getroffen und in ihrem eigenen Wagen bis zur Stadt gefahren habe, ihr auch erlaubt, sich ein paar Birnen auf dem Markt zu kaufen. Sie hatte ferner Marie, als der ersten, die in die Anstalt eingetreten, ein Sparfassenbuch gestiftet, in das der abendliche Whistgewinn, auch der der Partner, von Zeit zu Zeit eingelegt wurde. Sie hatte endlich ihren Sohn, einen christlich gesinnten ersten Studenten in den ersten Semestern, dazu vermocht, daß er den Musikstunden, die er im Blindenheim und im Knabenmissionshaus gab, noch zwei wöchentliche Stunden im Marienheim hinzufügte. Marie, als die Tochter ihrer Mutter, beherrschte zwar das Klavier gewandt, aber nicht gediegen, nicht reell, nicht ernst und zielbewußt und sollte in dieser Kunst vertieft und ausgebildet werden, um womöglich, nach ihrem Austritt aus der Anstalt, eine Stelle bei Kindern annehmen zu können. Sie machte ernstliche Fortschritte, und Hans Friedrich von Sellnau sprach sich lobend über sie aus. Er versicherte seine Mutter, daß das Mädchen zu den besten Hoffnungen berechtige, und die Frau Baronin ließ, nachdem sie diese erfreuliche Mitteilung gehört, befriedigt ihr Vorgnon fallen.

Auch Frau Pfarrer Zimmerlein war Marie in christlichem Vertrauen und herzlicher Liebe zugetan. Sie stand einem Verein vor, der armen Frauen Arbeit gab und in seinem Lokal Unmengen von Wäsche aufstapelte zu einem jährlichen Verkauf. Marie hatte die Erlaubnis erhalten — eigentlich ganz gegen die Anstaltsregeln — ihrer mütterlichen Gönnerin jeden Donnerstag von drei bis fünf zu helfen und dann einen Tee mit ihr zu trinken, der vom Verein gestiftet wurde. Einen Tee mit Hörnchen. Marie durfte von diesen Halbmöndchen essen, soviel sie mochte, und mit Freude bemerkte die Pfarrfrau, daß sie trotz der Freiheit, die man ihr zugestand, nie mehr als zwei Stück dieses knusperigen Backwerkes sich zu essen gestattete.

Sie war wirklich ein vortreffliches Mädchen.

Wer aber die Sache auf die Spitze trieb, das war die kleine Frau Doktor Meerheim. Sie hatte Marie schon zweimal — es muß zu ihrer Entschuldigung gesagt werden, daß sie selbst fast noch ein Kind war und nicht viel älter als Marie — Geld zugesteckt, das die Treue gar nicht nehmen wollte; trampfhaft schloß sie die Hand so, daß man hätte Gewalt anwenden müssen, um diese charaktervolle Faust zu öffnen. Auf der Doktorin Zureden streckte Marie endlich gehorsam ihre flache Hand hin und schloß sie über einem Goldstück.

„Gott segne Sie,“ flüsterte sie dabei, und ihr zitterndes Kinn, ihr nach unten gezogenes Mündchen und die beiden dankbaren Tränen, die ihr in ge-

mähigtem Wettlauf über die flaumigen Wangen rannten, hätten die Geberin beinahe auch zum Weinen gebracht.

„Aber niemand sagen,“ flüsterte sie.

Mariechen schüttelte den Kopf. „Wie Sie befehlen, gnädige Frau!“

Beinahe wäre Marie die unfreiwillige und unschuldige Ursache gewesen, daß zwischen Herrn und Frau Doktor Meerheim ein Ehezwist, den sie bis heute mit Geschick und Liebe verhütet hatten, ausgebrochen. Das war so gekommen:

Als der Hofarzt in seiner Eigenschaft als Vorstandsmitglied seinen ersten Ritt zum Marienhaus gemacht und sich das ganze Haus hatte zeigen lassen, begehrte er auch den vielbesprochenen ersten Zögling zu sehen. Betroffen glitt sein Blick über Gesicht und Gestalt des Mädchens, das mit reifen roten Lippen und zwei Mundwinkeln, um die ein paar verschmigte Eidechsenchwänzchen ihr Wesen trieben, vor ihm stand, die Hände verschlungen und den Blick gesenkt.

„Oha,“ dachte er und hätte gepfiffen, wäre er daheim gewesen. Er fragte dies und das.

„Ja, gnädiger Herr, gewiß, gnädiger Herr, gern, gnädiger Herr!“ ging es ihr wie Honigseim von den Lippen und zum Schluß, als verheißendes und gewichtiges Punktum: „Wie Gott will, gnädiger Herr!“

So redete die schon daher. Dr. Meerheim räusperte sich. „Nun ja, warum nicht?“ dachte er. „Sie ist nun einmal im Rettungsheim. Aber doch — diese Phrasen... Sie scheint Talent zu haben!“

Er entließ das Mädchen und ritt heim. So recht wollte er nicht mit der Sprache heraus, als seine kleine Frau ihn eifrig über seine Erlebnisse befragte und ihn liebevoll und neugierig darüber auszuquetschen begann. „Frauchen,“ entschloß er sich endlich zu sagen und suchte vorsichtig nach seinen Worten, „laßt euch von diesem Fräulein Marie kein X für ein U vormachen!“

„Selmar, ich bitte dich, wie redest du wieder,“ rief die Frau Doktor und riß ihre blauen Augen weit auf; „das wissen wir ja alle, daß sie — so gewissermaßen — nun zu den Gefallenen gehört! Wir sollen aber verzeihen, nicht? Die Baronin meint...“

„Ganz recht, Herz. Verzeiht und vergeßt, soviel ihr wollt, nur traut ihr nicht zu viel! Das ist ein durchtriebenes Luderchen!“ rief der Doktor und wollte seiner Frau einen Kuß geben. Aber nun hatte er sie ernstlich erzürnt. Sie bog das blonde Haarschöpflein beiseite, daß er ihren Mund nicht erwischen konnte, und schalt ärgerlich.

„So bist du! Da sieht man wieder einmal, wie du bist. Immer denkst du das Böse von den Menschen. Voll Mißtrauen und Herzenshärte bist du. Gott kann an diesem Mädchen arbeiten und ein braves und gutes Geschöpf aus ihr machen!“

„Gewiß,“ sagte der Doktor trocken. „Gott kann ja auch heute noch Wunder tun!“

Nun fehlte wenig, so hätte das wohlherzogene Frauchen mit dem Fuß gestampft. Sie bezwang sich, ging aber hinüber in ihr Zimmer und holte

ein Körbchen Strümpfe zum Flicken aus einer Ecke, setzte sich damit ans Fenster und arbeitete drauf los. Strümpfe flickte sie nur, wenn sie Grund zu haben glaubte, mit der Welt und ihrem Gatten unzufrieden zu sein. Sie fühlte sich dann noch unglücklicher und verkannter als vorher und ganz und gar nicht an ihrem Platz. Zum zweiten Mal begegnete es dem Doktor in dieser Sache, leise pfeifen zu müssen. Er nahm sich aber vor, mit eigenen Augen Marias Besserung zu verfolgen.

Oft ritt er hinaus ins Marienheim. Er versah sozusagen das Amt einer Bulldogge und stand scharf auf der Lauer. Aber da gab es nichts zu überwachen. Das liebe Mariechen ging seinen geraden Weg, als gebe es keine Nebenspaziergänge in verbotenes Gebiet. Sie schlug allerdings hie und da ihre Augen auf zu dem großen Mann, mit Blicken, die sonst ohne weiteres im Fleisch der Opfer hängen blieben, hier aber unverrichteter Dinge abprallten wie schäumende Wellchen an einer Mauer. Mariechen neigte dann das Haupt, senkte die Lider und leufzte.

„Seufze du nur, du Tausendsassa!“ dachte der Doktor. „Saubere bist du nicht übers Nierenstück!“

Eines Tages sprach er mit Hans Friedrich von Sellnau über das Mädchen. Der junge Mensch war der Baronin Jüngster. Ein Alterskind, engbrüstig, in den Gelenken schlotterig, bebrillt, mit ein wenig krummen Beinen. Aber er war fleißig, verlässlich, mit Idealen vollgepfropft, die, weil sie nicht auf dem Boden der Möglichkeit standen, ihn hinderten, die Dinge zu sehen, wie sie waren. Hans Friedrich glich in nichts seinen ältern Brüdern, den Offizieren, und war der Mutter Lieblings. An allen ihren „Werken“ nahm er regen Anteil. Die Tanten und Freundinnen der Baronin sagten „Oh“, wenn sie von ihm sprachen, und mehr als eine trug sich mit der Absicht, den Jüngling zu ihrem Haupterben zu machen. Er wurde rot, als der Doktor ihn über Marie befragte.

„Ja,“ sagte er stotternd, „ich habe nichts über sie zu klagen. Sie lernt leicht. Sie ist recht fleißig.“

„Ich kann mir nicht helfen, ich traue ihr nicht,“ warf der Doktor dazwischen.

Hans Friedrich sah ihn durch seine gelbliche Brille erschrocken an. Marie übte einen seltsamen Reiz auf ihn aus. Brav und schüchtern wie er war, kannte er nur die Cousinen und Schwestern seiner Freunde. Er war nie mit einem jener Mädchen zusammengekommen, die seine Mutter zu retten versuchte. Das schöne Mädchen da sollte eine Verlorene sein? Eine Sünderin? Ein Irrlicht? Und war sie es früher, so ist sie es jetzt nicht mehr! Dafür legte er seine Hand ins Feuer. Diese fromme Stirne log nicht, diese gesenkten Augen nicht, auch nicht der liebliche, schmerzvoll bewegte Mund und der feine, demütige Nacken.

Hans Friedrich sah zu dem Doktor auf und fragte sich, ob er vielleicht zu den Gegnern, den Spöttern und Verächtern ihres Liebeswerkes gehöre, zu den Skeptikern und Verneinern. Aber des Doktors männliches, fluges und fröhliches Gesicht sah nach

Lebensbejahung aus, und seine Anwesenheit als Vorstand des Heims stempelte ihn zu einem Freund des Hauses.

„Sie irren sich, lieber Doktor,“ sagte der junge Mann. „Das Mädchen bemüht sich, wie meine Mutter versichert, nach Möglichkeit, sich der Gnade Gottes theilhaftig zu machen!“

„Ja, das weiß der Himmel, die Sprache Kanaans spricht sie wie eine Alte,“ rief der Doktor.

Hans Friedrich wurde langsam rot. Man sah das Blut sich bis unter seine dünnen Haare ergießen.

„Sie mag gefehlt haben, aber sie sucht das Gute in sich zu fördern!“

„Genug, genug!“ rief der Doktor ungeduldig und entzog sich einer Fortsetzung des Gespräches über Marie durch die Flucht.

Hans Friedrich unterhielt seine Mutter beim Tee durch eine wortgetreue Schilderung seiner Unterredung mit dem Hofarzt. Sie mußte öfters indigniert ihr Vorgnon zum Auge führen. Sie hob sich langsam auf ihrem Sitz und reichte dadurch mit der obersten Locke ihrer kunstvollen Frisur bis zum Rahmen des Bildes ihres erlauchten Großvaters, des Fürsten zu Herrenau-Vindenau, das über dem Sofa hing. So vermochte sie sich nur zu recken, wenn sie sehr erregt war. Sie war empört. Sie, die Baronin von Sellnau, war nicht blind, sie hatte doch auch Augen. Und sie hatte Lebenserfahrung und Menschenkenntnis. Nur hatte sie etwas, was dieser Doktor — leider — nicht zu besitzen schien.

„Ich fürchte, mein lieber Hans Friedrich, dieser liebe Doktor gehöre zu ... zu den ... Nein, es ist klüger, zu schweigen. Aber das muß ich sagen, daß das liebe Mariechen ein erhebendes und zu Dank stimmendes Zeugnis dafür ist, was unser Heim erreichen kann, ja schon erreicht hat. Glaube mir, Hans Friedrich, ihre Sünden sind getilgt durch ihr jeziges Leben! Und nicht nur das, die Wunden ihrer Sünden sind vernarbt. Ich versichere dich, lieber Sohn, ich wäre glücklich, wenn alle jungen Mädchen meiner engern und weitem Bekanntschaft so wären wie sie. Wollte Gott, jede Neue wäre so echt, jedes Streben so ernst, jeder gute Wille so fruchtbar wie bei unserm lieben Mariechen!“

Nachdem die Baronin so gesprochen, sank sie zu ihrer gewöhnlichen Größe zusammen und trank Tee.

Hans Friedrich saß glücklich hinter seiner vergoldeten Empiretasse und starrte auf die nackten Arme einer gemalten, sehr langen und dünnen Dame, ohne zu wissen, was er betrachtete, und dachte dabei an das gerettete und vortreffliche Mariechen.

III.

Es ist nun einmal nicht zu ändern, daß fast alle Dinge ihre zwei Seiten haben. Daß aber ein Ereignis, wie zum Beispiel die Befehung und Rettung Mariechens, woran doch nicht nur die Schwester Anna und die drei Gönnerinnen sowie der Onkel Dekan sich aufrichtig freuten, worüber auch die lieben Engeln im Himmel Hosianah sangen und lobpriesen, daß sogar dies allerlei Un-

angenehmes und Betrübliches nach sich ziehen würde, das hätte sich doch eigentlich niemand gedacht.

Es war von der kleinen Frau Doktor wohl zu verstehen, daß sie endlich des ewigen Mißtrauens genug hatte und ihr die Galle überlief. Sie versagte es sich nicht, ihre Meinung deutlich dem Herrn Doktor auszusprechen, der aber bestand mit granitem Eigensinn darauf, der schlimmen Marie sei nicht zu trauen. Es waren ihm, zwar noch unbestimmt und ohne Knochen, Gerüchte zu Ohren gekommen, die ihn aufmerken ließen. Er war seiner Sache noch nicht ganz sicher, ließ aber Marie vor sich kommen, um ihr einmal ernstlich in die Augen zu sehen.

Als das Mädchen vor ihm stand mit ihrem tugendhaft glattgestrichenen Haar und dem Mündchen, das sie irgend einer Gottesmutter abguckt haben mußte, da übermannte es ihn. „Marie!“ rief er streng und hob ihr Gesicht mit einem Finger in die Höhe.

„Jetzt kommt's,“ dachte das Mädchen und wurde dunkelrot. Es blieb aber bei dem „Marie“.

„Nimm dich in acht,“ hörte sie den Doktor noch sagen, als sie davonrannte. Sie war nun gewarnt und schrieb sich die Warnung hinter die hübschen leichtsinnigen Ohren.

Seiner Frau gegenüber wollte der Doktor einstweilen von dem allem schweigen. Sie machte ihn aber alsobald in seinen Vorsätzen wankend, indem sie, wie fast täglich, das Lobliedlein des Marienhauses zu singen begann und beim Mariechen endigte. Mit leuchtenden Augen berichtete sie, daß das liebe Kind gestern öffentlich — nein, nicht buchstäblich öffentlich, aber doch in Anwesenheit der Schwester Anna und der drei Gönnerinnen bekannte: Daß sie Gott inständig dafür danke, daß er sie den tiefen Fall habe tun lassen, um sie dadurch zu sich zu ziehen. Sie habe keinen andern Wunsch mehr als sich in seiner Gnade zu sonnen und ihm zu dienen. Die Frauen hätten sich vor Freude nicht anders helfen können, als daß sie Mariechen um den Hals gefallen seien und sie geküßt hätten. Natürlich die Frau Baronin nicht. Sie habe aber dem Mädchen mit ihrem Vorgnon die Wange getatschelt und ...

Weiter kam die Erzählerin nicht. Zum ersten Male in seiner Ehe wurde der Doktor grob. Er sprang auf, daß sein Stuhl umfiel und das Knie seiner Frau böswillig streifte. „Und das Gewäsch glaubt ihr!“ rief er lauter, als er eigentlich wollte. „Ihr Blindschleichen ihr, seid ihr denn ganz verblendet? Habt ihr denn keinen Funken Verstand im Kopf, daß ihr euch durch solch heuchlerische Worte übertölpeln laßt? Ich will dir sagen, was Mariechen ist: eine Dirne, nach wie vor. Trotz euerm Marienheim und euerm frommen Mehlbrei, mit dem ihr sie füttert und den sie euch über die Augen schmiert! Wart' ein paar Tage, und ich werde das saubere Fräulein entlarven und euch den Star stechen!“ Die junge Frau Doktor fand lange keine Worte.

„Bernhard,“ schrie sie endlich auf, „pfui! Schäme dich!“ Sie begann zu weinen. „Pfui!“

schluchzte sie noch einmal auf und benetzte das neue seidene Kissen, das sie dem Undankbaren zum Geburtstag gestickt, mit ihren Tränen.

Der Doktor vergaß sich nun leider so weit, daß er ein wirkliches Scheltwort austieß, das seine Frau in bezug auf sich selber noch nie gehört hatte. Er sagte „Gans“ zu ihr. „Gans!“

Die Doktorin erhob sich langsam, nahm ihre zweiundzwanzigjährige Würde am Zipfel und ging gemessen mit ihr hinaus. Oben in ihrem Schlafzimmer angekommen, brauchte sie eine ganze Weile, ehe sie wußte, was nun weiter kommen sollte. Den Gedanken, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen, der sich unverschämt vordrängte, gab sie sogleich wieder auf; denn dazu war ihr Bernhard, trotz seinem Benehmen, doch zu lieb. Auch den Entschluß, zu ihren Eltern zu fahren und ihre Kleider nachkommen zu lassen, führte sie nicht aus. Es blieb ihr also nur ein Besuch bei der Baronin, um ihr Herz auszusüßen.

Während sie sich fertig machte, warf sie wehmütige und den Spiegel zum Zeugen anrufende Blicke in ihr Glas, das ihr ein reizendes, aber sehr verweintes Gesichtchen zeigte. Sie gebrauchte Eau de Cologne und Puder, nahm Brom und darnach eine halbe Flasche Limonade. Darauf ging sie zu Fuß zu ihrer Mitgönnerin und Mitbeleidigten; denn den Wagen eines Mannes zu benutzen, der sie behandelt, als wäre sie eine Stallmagd, das konnte ihr niemand zumuten.

Der Diener der Baronin führte sie in ein kleines blaues Zimmer, das neben dem Salon lag, in dem sie gewöhnlich empfangen wurde. Sie setzte sich auf einen der gestreiften Sessel und blätterte in einer Klingermappe, die offen auf dem Tisch lag. Sehr erregt war sie noch, und fast hätte sie Mariechen gezürnt, die ja die Ursache war, daß sie und ihr Mann sich ernstlich entzweit hatten. Bald kam ihrer Empörung und Aufregung eine Ablenkung.

Nebenan schien sich ein Gespräch zu entwickeln, das alle Anzeichen einer tiefen Aufregung der Beteiligten an sich trug. Sämtliche Register waren gezogen. Weiche und harte, freischende und schrille Töne, flehende und versagende, demütige und zornige, hochmütige, herrische und bittende, alte und junge, weibliche und männliche drangen in verworrenem Durcheinander in den kleinen Salon zu der verblüfften jungen Frau. Sie hörte den Diener zum zweiten Mal drüben anklopfen, hörte ein ungeduldiges Herein, dann ein Brummen und Murmeln, und darauf erschien der Betreffte und führte sie hinüber in den hellen, sehr großen Salon mit dem vergoldeten Stuck und den verbläuten kostbaren Tapeten aus Damast. Sie sah die Baronin steif und lang auf einem gelbsamnten Sofa sitzen und einen Rockzipfel des Studenten Hans Friedrich hinter einer Türe verschwinden.

Frau von Sellnau erhob sich und begrüßte die Besucherin. Dunkle rote Flecken im Gesicht sprachen bündel von gestörter Seelenruhe.

„Verzeihen Sie, Beste, meine Aufregung,“ flüsternte sie; „aber ich bin zerschmettert, empört!“

Sie führte ihr feines Taschentuch an die Augen und betupfte sich langsam und vorsichtig. Dann geleitete sie die Doktorin zu einem der Sofas, die quer im Zimmer standen und von Palmen überschattet wurden. „Was führt Sie her, Liebe?“

Die Doktorin berichtete, was sie wußte, was ihr Mann Mariechen betreffend behauptete und wie er sie und somit das ganze Damenkomitee beleidigt hätte. Sie verschwieg aus Anstand und angeborener Bornehmheit das Wort, das sie hatte hinnehmen müssen, und saß nun da, der Wirkung ihrer Erzählung harrend.

Aber sie traf nicht ein.

Die Baronin schwieg ungewöhnlicherweise. Dann stieß sie einen tiefen Seufzer aus und führte aus langer Gewohnheit das Vorgnon an die Augen, ließ es aber sogleich mutlos wieder fallen.

„Ihr Mann hat leider nur zu recht, liebe Frau Hofarzt,“ gab sie ebenso ungern als feierlich zu. „Ich habe es zu meinem Schaden oder vielmehr zu meines armen Sohnes Schaden soeben erfahren müssen!“

„Ist er auch verblendet?“ fragte verwundert die Doktorin.

„Mein Sohn Hans Friedrich ist von dieser Person — sie sprach das Wort so aus, als ob sie eine Kreuzspinne tätscheln müßte — so umgarnt worden, daß er sie zu ehelichen begehrt,“ flüsterte die Baronin. „Ihnen allein, liebe junge Freundin, vertraue ich diese bedauerliche Verirrung eines bisher tadellosen Jünglings an; denn Ihnen sind die Verhältnisse und das ... das bewußte Mädchen bekannt.“ Die Doktorin war innerlich sogleich Feuer und Flamme für diese romantische Liebe. Das war so interessant wie in einem Buch. „Werden Sie denn das liebe — werden Sie Marie als Ihre Schwiegertochter anerkennen?“ fragte sie mit aufrichtiger Neugierde. Die Baronin zuckte heftig zusammen.

„Aber ich bitte Sie,“ flüsternte sie und rechte sich, daß sie ganz bedeutend länger ward. „Ein von Sellnau! Ein Urenkel des Fürsten von Herrenau-Friedenau, und ein Mädchen aus dem Marienheim heiraten! Liebe, Sie sind toll! Eine Dirne, die sich nicht scheut, einem unschuldigen und ernstgesinnenden Studenten solche Briefe zu schreiben!“ Sie nahm ein paar der Blätter auf, die auf dem runden eingelegten Tisch lagen, und las ein Gemisch von Zärtlichkeiten, frommen Phrasen, lockenden Beteuerungen und Schmeicheleien vor, die genügt hätten, die Herzen ganz anderer Männer irrezuführen als das des unerfahrenen Hans Friedrich.

„Meine Gute,“ jammerte die Baronin weiter, „er hat erklärt, auf das Mädchen nicht verzichten zu wollen. Er will mit ihr nach Amerika und hat, wie der verlorene Sohn, sein väterliches Erbe verlanget. Er will nicht mehr Jurist, sondern will Farmer werden. Mit Kühen und einem Kuhstall! Liebe, ich bin erschöpft!“ Sie sank in sich zusammen, das goldene Vorgnon fiel ihr auf den Schoß. Die Doktorin sah sie mit großen Rinderaugen an. Sie schwärmte für Liebesgeschichten. Die Briefe fand sie sehr schön und poetisch und wunderte sich,

daß dieser dünne und krummbeinige Hans Friedrich soviel Feuer im Leib hatte, um dem Zorn seiner Mutter zu trotzen. Sie wunderte sich über die Mäßen, aber es gefiel ihr. Früher hatte sie einmal eine Geschichte gelesen, die genau so verlief. Es war eine sehr schöne Geschichte, und zum Schluß ging das Mädchen aus Großmut und um der Sache ein Ende zu machen ins Kloster. Mariechen war nun aber gewissermaßen schon drin, es würde ihr also ein Verzicht auf Hans Friedrich nicht schwer werden.

„Ich bin sicher, daß Marie rasch einsehen wird, daß eine Heirat zwischen ihr und Ihrem Sohn nicht möglich ist,“ sagte sie überzeugt zu der Baronin, die nur mitteilidig lächelte und die junge Person neben sich ansah, wie man ungefähr ein Azolotl oder sonst ein merkwürdiges Wesen betrachtet.

„Sie sind noch sehr naiv,“ sagte sie und legte so viel Ausdruck in das Wort, daß die Doktorin sofort begriff, was es hier bedeute. Sie wurde rot und senkte den Kopf.

„Ja, glauben Sie denn, was mein Mann von Mariechen behauptet?“ fragte sie gespannt.

„Glauben? Jedes Wort glaube ich seit heute, wenn sich auch der Herr Hofarzt noch gar nicht geäußert hat!“

Die junge Frau schüttelte den Kopf. Nein, sie glaubte es nicht. „So schlecht ist kein Mensch,“ sagte sie tapfer, „daß er sich so verstellt. Und daß Mariechen sich in Herrn Hans Friedrich verliebte, finde ich gar nichts so Böses, wenn ich es auch nicht begreifen kann.“ Sie war etwas gereizt und aufgeregt, sonst hätte sie dies Wort vorsichtigerweise auszusprechen unterlassen.

„Wieso?“ fragte scharf wie ein Federmesser die Baronin.

„Oh, ich meinte nur so,“ stotterte die junge Frau. Aber nun hatte auch die Baronin begriffen.

Rühl und lang erhob sie sich.

„Ich bin leider verhindert, länger die Freude Ihres Besuches zu genießen,“ sagte sie halblaut und vornehm. „Morgen ist es mir unmöglich, ins Marienhaus hinauszufahren; aber übermorgen werde ich handeln. Ich will meinen Sohn zu retten suchen und nicht länger die Genarrte dieses Fräuleins bleiben. Sie verläßt das Haus. Ich werde sie anderswo unterbringen...“

„Aber, Frau Baronin, unser Mariechen!“ rief die Doktorin erschrocken.

Die Baronin schwebte über den Teppich und stand schon wartend an der Türe. Da ging die junge Frau schweren Herzens; trug aber den Glauben an Mariechen sorgsam in ihre Weltkenntnis eingewickelt mit sich. Nein, so log und trog kein Mensch, wie man es sie von Marie wollte glauben machen! Ein Mensch ist keine Zwiebel, die sieben Häute hat und darunter erst ihr Eigentliches, ein Mensch hat nur eine einzige Haut an Leib und Seele. Mit diesem revolutionären Gedanken ihrer verehrten und etwas gefürchteten Freundin gegenüber kam die Doktorin zu Hause an und hatte über dem allem fast vergessen, was sie fortgetrieben. Nun fiel es wieder wie eine Zentnerlast über sie. Der Bernhard hatte sie „Gans“ genannt — — —

Es war kurz vor Mitternacht, als im Marienheim ein Schatten auf leisen Sohlen den Gang entlang und die Treppe hinunter huschte. Unter der Gipsstatue des guten Hirten lachte jemand. Eine dunkle Gestalt schloß, einen großen Paken auf dem Rücken und einen andern unter dem Arm, die hintere Türe auf, lief zum Gemüsegarten und hantierte dort auf geheimnisvolle Weise herum. Dann eilte die Gestalt über die Wiese, die sich eben mit goldgelbem Löwenzahn zu schmücken begann, dem Walde zu. Dort trat ein Mann hinter einem Baume hervor. „Rose-Marie!“ rief er halblaut und zärtlich. „Ja,“ klingelte es lustig zurück. Die dunkle Gestalt drehte sich gegen das schlafende und ahnungslose Haus und hob mit einer unendlich wegwerfenden Bewegung die Schultern. Dann verschwand sie mit ihrem Begleiter. Noch lange hörte man Wagenrollen durch die Nacht. Am folgenden Morgen stürmte die wilde Jagd durch das Marienhaus. Sie suchten, wie im Hohelied, die sie liebten, und fanden sie nicht. Der ganze Schwarm, voran Schwester Anna, hinter ihr die Blau-



Josef Zeiger (1812–1885).

Unipunnen (1854).



Josef Belger (1812—1885).

Im Eigental (Sepia studie 1867).
Eigentum der Luzerner Kunstgesellschaft.

leinenen, jagten treppauf und -ab, schwenkten links und schwenkten rechts und standen endlich ratlos vor den Oleanderbäumen, die eben ganz feine, kleine, kaum sichtbare Knospen zu treiben begannen.

Einem der Zöglinge fiel ein, man könnte in den Schubladen und dem Schrank Mariens nachsehen, vielleicht fände man irgend eine Weissung. Und die Treppe hinauf stürzte die ganze Schar, in das Zimmer mit den fünf Betten und den fünf Stühlen. Man fand da allerlei Dinge, die man nicht erwartet hatte. Schwester Anna fuhr es vor

Schrecken heiß durch alle Glieder. Getragene Bänder und Rosetten, blaue, rosafarbene, violette, gelbe. Leere Schokoladenschachteln, die von vergangenen Herrlichkeiten erzählten, zerknitterte Briefumschläge mit farbigen Siegeln, die Briefe enthielten, auf denen unbekannte, aber stets männliche Namen sich fanden, und gelbe, rotgesiegelte, alles an Fräulein Rose Marie adressiert, Kellerstraße Nr. 8, und der Name der Stadt dabei. Die rotgesiegelten waren Geldanweisungen, kleinere und größere, von unbekannten Gönnern. In den Ecken trieben sich ein paar Zigarettenstümpchen herum, geleerte, duftende Gläschen, Taschentücherfetzen, zerrissene, durchbrochene Strümpfe und endlich ein Brief, in dem Marie zu einem Stellbuchein zu kommen versprach: Wenn ich meinen Markttag habe. Und dahinter ein paar Ausrufungszeichen.

Schwester Anna hatte längst die blauen Mädchen fortgeschickt und kniete mit Schwester Berta schlotternd vor den Iken, die höhnend und grausam der Guten ins Gesicht lachten.

Das war ihr Mariechen?

Schwester Anna verlor aber den Glauben an das fromme Kind noch nicht. Es mußte etwas dahinter stecken. Ein Scherz. Vielleicht ein böser Witz, ein schlechter Streich. Aber wer erlaubte sich den?

Plötzlich ertönte ein lauter Schrei von den Erbsenbeeten her. Eine Magd stand dort und reckte die Arme gen Himmel. Alles stürmte hin.

Da flatterte Mariechen — oder was im Marienheim Mariechen gewesen — an einer Stange als Vogelscheuche. Das blaue Leinenkleid sorglich ausgestopft, die gestreifte Schürze darüber, die Strümpfe mit Waden von Stroh, darunter die schweren nägelbeslagenen Schuhe. Auf einem Gesicht, das aus einem Handtuch verfertigt war



Johel Zelger (1812–1885).

Der Engliensee (1870).

und das mit Augen und Mund aus Tinte grinste, saß der schwarze, gerade, steife Anstaltshut. Schwester Annas Augen röteten sich. Ihr wurde elend zu Mut, und sie wandte ins Haus. Die Blauen entfernten sich und gingen an ihre Arbeit, mit Lachen in den Mundwinkeln, Neid, Lust am Spaß und auch mit ehrlicher Empörung über Mariens Komödienpiel.

Als sich die gute Schwester Anna etwas von ihrer seelischen Erregung erholt hatte, begann sie zu telephonieren. Stundenlang klingelte sie und klingelte es zurück. Langsam entrollte sich vor ihr ein Lügengewebe, wie es in seiner Eigenart und Kunst nur an die schillernden japanischen Stoffe erinnern konnte, die Gedichte der Harmonie und der Gegensätze waren. Aber Schwester Anna war diesmal zu nahe beteiligt, als daß sie auf die große Kunst in dem Aufbau von Schlechtigkeit und Falschheit aufmerksam geworden wäre. Es brach alles zusammen in ihr und um sie. Schwester Berta und die Blauleinenen brachten eine Schreckenskunde nach der andern.

Wie der Blitz hin- und herfährt, im Zickzack trifft und keine Ruhe gibt, ehe er seine Opfer gefunden, so sprang das Gerücht von Mariens Entweichung die Straße hinunter, der Stadt zu und dort von Haus zu Haus. Einem Heerwurm gleich kamen die Händler, die Krämer, die Lieferanten, die Handwerker, die Obstfrauen und verlangten Bezahlung; denn sie alle waren von Marie auf später vertröstet worden, keiner hatte Geld erhalten, nicht eine der Rechnungen, die sie zu berichtigen gehabt hatte, waren bezahlt. Die Hefste, die tadellosen, die Marie geführt hatte, waren gefälscht. Die Wäschekränke, die sie unter sich hatte, standen vorne ruhig und vollzählig da, hinten aber gähnte das Nichts.

Schwester Anna mußte sich zu Bett legen. Sie

fielerte. Ihr lagen Glaube, Hoffnung und Liebe durcheinander auf einem Haufen...

Am Nachmittag fand sich der gesamte Vorstand des Marienhauses zusammen. Zuerst fuhr die Frau Baronin vor. Sie wußte es natürlich auch schon, daß sie von Mariechen nichts mehr zu fürchten hatte. Nun ade, Amerika, Farmerwesen und Heirat, o Hans Friedrich! Weggewischt, getilgt die Verirrung, die ein Sellnau, ein Urenkel des Fürsten von und zu Friedenau-Herrenau sich zu schulden kommen ließ!

Die Frau Baronin wehte hin und her, sie lispelte und raschelte und sprach beruhigende Worte zu Schwester Anna. Sie hielt dem versammelten Hause eine kleine Rede vom Unkraut unter dem Weizen. Andächtig hörten die Blauleinigen zu. Die Bescheidenen fühlten sich vom Unkraut getroffen, die andern zählten sich ohne weiteres zum Weizen.

Die gnädige Frau begrüßte auch mit einem feinen verzeihenden Lächeln Herrn und Frau Doktor Meerheim, die eilends herausgefahren kamen, durch das traurige Ereignis versöhnt. Nichts lag aber dem Doktor ferner, als zu triumphieren. Er hatte genug an Schwester Anna und seiner Frau herumzutösten; sie saßen zusammen und weinten. Die kleine Doktorin besonders deshalb, weil sie nun nie in ihrem Leben mehr denken konnte, die Menschen hätten nur eine Haut um die Seele. Bald darnach wurde sie aber wieder froh; denn mußte sie auf ihren Bernhard nicht stolz sein, der dies alles fast vorausgesehen hatte? Sie wollte ihm von nun an ohne weiteres glauben.

Auch die Frau Pfarrer Zimmerlin erschien eine Stunde später. Die Sache mit Mariechen brach ihr fast das Herz. Sie saß vor der Schublade mit den Liebesbriefen und den leeren Konfekttschachteln und weinte ebenfalls vor Enttäuschung und Kummer. Aber lange nicht so ausgiebig und ausdauernd,

wie sie am nächsten Morgen im Lokal des Frauenvereins weinte, da sie entdecken mußte, daß Marie, ermuntert durch die Erfolge im Marienheim, auch hier ihre Intelligenz betätigt hatte. Wie gedrückte Soldaten, die roten Bändchen um den schneeweißen Leib, standen die vordersten Reihen der Wäschestücke. Doch war ihnen der Rücken nicht gedeckt, der Nachschub fehlte; denn der hatte Fersengeld gegeben auf Nimmerwiederssehen. Die Frau Pfarrer nahm darauf ihren Abschied als Präsidentin des Vereins und ersetzte die teure Wäsche.

Der Herr Dekan Strehlmeier, Mariechens Onkel, teilte am Nachmittag Schwester Anna durch das Telephon mit, daß er von dem heutigen Tage an keine Nichte mehr habe.

Die ganze Gesellschaft saß tief bedrückt da. Nur die Frau Baronin suchte holdselig und selten leutselig Trost um sich zu verbreiten. Die lebenslang geübte Kunst sich zu beherrschen half ihr die Ungeduld verbergen, die sie erfüllte. Sie konnte den Augenblick nicht erwarten, in dem ihr Sohn vor ihr stehen würde als ein Gedemütigter. Sie wollte ihm sagen: Siehst du nun, Hans Friedrich, daß du dein Herz in eine Pfütze geworfen? Welch Gesicht hat deine Liebe, Hans Friedrich? Das einer Dirne, einer Diebin! Danke Gott und deiner Mutter, Hans Friedrich, die dich vor dem Ungeheuern bewahrten!

Wohlvorbereitet betrat sie ihre Wohnung und ließ ihren Sohn, den jungen Herrn Baron, zu sich bitten. Aber er war nicht zu finden. Auf dem gelben Sammetsofa saß die Frau Baronin, wartete und starrte durch ihr goldenes Vorgnon ins Leere. Sie wartete sehr lange. Endlich ließ sie ihr Vorgnon fallen. Ein fürchterlicher Verdacht stieg in ihr auf. Und ihr Geist ahnte das Richtige: Hans Friedrich war mit Mariechen über alle Berge...

Nach dem Tagwerk

Kein Schlaf. Kein Traum. O bange Nacht.
Dumpf in die Regengasse tropft's.
Horch! Heimlich an die Türe klopf't's!
Horch, wie die Bretterwand erkracht!

Der Regen klagt sein sterbenstraurig Lied.
Leis hebt mein Ohr zu klingen an.
Kehrt noch ein Seufzer heim vom alten Wahn?
O bange Nacht. Wie bin ich müd.

William Wolfensberger, Zürich.

Nachtgebet

Aus deiner großen Güte
Bin ich mir neu geschenkt.
Aus deiner Augen Sonnen
Hast du mein Glück gelenkt.

Ich habe viel gezweifelt
Und habe viel verschuldet.
Du hast mich aufgenommen
Und hast mich neu geduldet.

Sei milde meinen Schwächen!
Ich will dir immer gleichen,
Dir Stolzen, Königlichen,
Dir Wilden, Farbenreichen!

Ich kniee vor dir nieder,
Mein Haupt in deinem Schoß.
Nimm gütig meine Lieder
Und mache du mich groß!

Charlot Straßer, Zürich.